

auch Ravila (im Werk *Sananjalka* 2, 1960) — seine frühere Auffassung ändernd — für die Kongruenz appositionalen Ursprung annahm. In den Ansichten der beiden Forscher gibt es jedoch ziemliche Unterschiede, die Papp in seinem Aufsatz in interessanter Weise analysiert.

Einige kleinere, an sich beachtenswerte Studien Papps aus dem Bereich der ungarischen historischen Laut- und Formenlehre können hier unter Hinweis darauf ausser acht gelassen werden, dass deren Resultate in seinem 1968 erschienenen sprachgeschichtlichen Hauptwerk »Unkarin kielen historia» (236 S.) enthalten sind. Diese Arbeit, die auch als Doktordisertation ihres Autors angenommen wurde, ist eigentlich ein für finnische Studenten und Forscher geschriebenes Handbuch, hat aber gleichzeitig in beachtlichem Ausmass den Charakter einer selbständigen Untersuchung. Es handelt sich dabei um eine Gesamtdarstellung, die durchgehend von gediegener Sachkenntnis zeugt, geschickt zusammengefasst und in sehr klarem Stil geschrieben; eine genauere Vorstellung derselben findet sich z.B. auf den Seiten 390—406 von Band XXXVII unserer Zeitschrift.

Schreibt ein Finne einen Nachruf auf István Papp, muss unbedingt hervorgehoben werden, dass unser Land und Volk keinen echteren und aufrichtigeren Freund haben kann als er es war. In ansprechender Weise kommt dies bereits in dem Büchlein namens »Finnország» zum Ausdruck, das Papp nach seinem Stipendiatenaufenthalt 1938 veröffentlichte. Viele Ungarn haben berichtet, wie ihr Finnland-Interesse beim Lesen dieses Buches entflamte. Jene grosse Arbeit, die Professor Papp in Ungarn leistete, um die finnische Sprache bekannt zu machen und den Unterricht des Finnischen zu fördern, wird in Finnland hoch geschätzt. Ein Beweis dafür ist auch seine Wahl zum ausländischen Mitglied der Finnischen Akademie der Wissenschaften sowie die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie, die ihm die Universität Turku verlieh.

ERKKI ITKONEN

### **Eliel Lagercrantz 1894—1973**

Als Professor Eliel Lagercrantz am 11. Juli 1973 starb, endete der einsame Weg eines Forschungsreisenden, der keine Mühe gespart, und eines Sprachtheoretikers, der nach neuen Einsichten gesucht hatte. Es gelang ihm, unersetzliches Material im Aussterben begriffener Sprachformen aufzuzeichnen, zum Nutzen späterer Forschergenerationen. Auch seine wis-

senschaftlichen Ideen sind oft wertvoll, befruchten die Forschung und erwecken jedenfalls durch ihre Eigenart Interesse.

Lagercrantz wurde auf der Karelischen Landenge in Muolaa am 26. Dezember 1894 in einer Familie geboren, die väterlicherseits finnlandschwedischer und mütterlicherseits karelischer Herkunft war. Schon als Kind interessierte er sich für die Berichte über die Forschungsreisen des Onkels der Mutter. Dies war niemand anders als D. E. D. Europaeus, in der Geschichte der finnischen Sprachforschung und Folkloristik wohlbekannt, talentiert aber unausgeglichen, an den sein jüngerer Verwandter seiner geistigen Struktur nach zweifellos in ziemlichem Umfang erinnerte. Eliel Lagercrantz legte i.J. 1913 die Reifeprüfung ab und begann an der Universität Helsinki Finnougristik, klassische Philologie, Geschichte, Philosophie und Psychologie zu studieren. Das Kandidatenexamen der Philosophie absolvierte er i.J. 1917.

Lagercrantz selbst berichtet, den Impuls für seine Forschungsreisen habe er aus dem Kalevala und aus der nationalen Neoromantik der finnischen Belletristik erhalten. Besonders erwähnt er den Roman »Kevät ja takatalvi« (Frühling und Nachwinter) von Juhani Aho: das »wurde mein eigenes Schicksalsbuch, das mich auf meine Lappland-Fahrten führte«. (Vgl. »Laulava Lappi« 19, 24.) Seine erste Reise unternahm er in den Sommermonaten 1918; damals bekam er den ersten Kontakt mit dem Finnmarklappischen, durch Vermittlung der Dialekte von Utsjoki und Enontekiö auf finnischer Seite. Im folgenden Sommer begann ein Auslandsaufenthalt von ununterbrochen acht Jahren, 3 1/2 Jahre davon unter den Lappen. Zuerst untersuchte er den tornelappischen Regionaldialekt des Norwegischlappischen, wovon man damals noch sehr wenig wusste; sein hauptsächlicher Stützpunkt war Karesuando im schwedischen Lappland. Hier wie auch an vielen anderen Orten überprüfte Lagercrantz seine Gehörwahrnehmungen, indem er zahlreiche Kymogramme anfertigte. Nach acht Monaten machte er sich auf an das Nordufer des Varangerfjord, nach Nesseby, wo er — dem Rat von J. Qvigstad folgend — den seelappischen Dialekt studierte. Dieser sein erster Aufenthalt in Nesseby begann Ende März 1920 und dauerte ca. zwei Monate. Nun folgten kürzere Ausflüge ins ostfinnmarklappische Dialektgebiet nach Polmak (das Quantitätssystem dieses Dialekts war 1902 von Konrad Nielsen in seiner Dissertation behandelt worden), wieder ins seelappische Gebiet nach Südvaranger sowie nach Neiden zwecks Erforschung des skoltlappisch-norwegischlappischen Mischdialektes. Lagercrantz ging dann nach Westfinnmark und hielt sich von September bis Anfang Dezember an der Eismeerküste auf, im naturschönen Lyngen.

Von hier nach Süden fanden sich mehrere geeignete Forschungspunkte, an denen er sich jeweils 1—3 Monate aufhielt: Gratangen in der Torne-Lappmark, Tysfjord im lulelappischen Gebiet, Beiarn, wo Lagercrantz den pitelappischen Dialekt von Arjeplog mittels zweier Personen untersuchte, die aus dem Binnenland hierher in die Nähe des Meeres gezogen waren, sowie die südlappischen Punkte Vefsen, Røros und Härjedalen. Die dreissig Monate währende Expedition durch Lappland endete Anfang Oktober 1921.

Als nächstes reiste Lagercrantz nach Hamburg, wo er reichlich ein Jahr Phonetik und besonders Gestalt- und Entwicklungspsychologie studierte. In Heinz Werner, bei dem er Psychologie hörte, traf er einen Menschen, der seine wissenschaftlichen Grundsätze am stärksten beeinflusste. Gemeinsam mit Werner verfasste er eine seiner wenigen Arbeiten in knappem Format, den Artikel »Experimentell-psychologische Studien über die Struktur des Wortes« (MSFOu LII 316—339; ersch. 1924). Trotz des psychologischen Charakters der Arbeit handelt es sich dabei gleichzeitig um eine verdienstvolle experimentalphonetische Untersuchung über den Einfluss solcher Faktoren wie Akzent, Sandhi und schnelles Sprechtempo auf die Lautqualität und -quantität sowie über die Entstehung verschiedener assimilatorischer und dissimilatorischer Erscheinungen. Lagercrantz beschäftigte sich weiterhin mit seinem lappischen Material und bereitete die »Sprachlehre des Südlappischen nach der Mundart von Wefsen« zum Druck vor (XII + 172 S. 4:0; ersch. 1923 als Teil 1 vom Bulletin des Ethnographischen Museums zu Oslo).

Im November 1922 ging er nach Budapest; seinen eigenen Worten nach folgte er dabei einem Augenblickseinfall und erhoffte sich Abwechslung. Obwohl der sensible Reisende im Eötvös Collegium nicht das fand, was er suchte, blieb er 2 1/2 Jahre in Ungarn. In dieser Zeit lernte er perfekt Ungarisch und setzte seine finnougriistischen Studien fort, indem er bei Zoltán Gombocz hörte. In erster Linie aber widmete er sich intensiver und unvergleichlich produktiver schriftlicher Arbeit. Er schrieb drei umfangreiche Werke, und zwar das »Wörterbuch des Südlappischen nach der Mundart von Wefsen« (XI + 214 S.; ersch. 1926 in Oslo in den Publikationen des »Instituttet for sammenlignende kulturforskning«), die »Sprachlehre des Westlappischen nach der Mundart von Arjeplog« (365 S., MSFOu LV; 1926) sowie die Dissertation »Strukturtypen und Gestaltwechsel im Lappischen« (VIII + 425 S., MSFOu LVII; 1927).

Lagercrantz meinte, seine lappischen Untersuchungen müssten noch vervollständigt werden und so kehrte er nach Nor-

wegen zurück, wo er im April und Mai 1925 die südlappischen Dialekte von Meraker und Snåsa bearbeitete und dann das Seelappische in Nesseby und Repperfjord bis April 1926.

Wieder in Hamburg, begann Lagercrantz mit der Bearbeitung seiner seelappischen Aufzeichnungen; dieselbe Arbeit führte er in Paris bis April 1927 fort. Die umfangreichste seiner Grammatiken, die »Sprachlehre des Nordlappischen nach den seelappischen Mundarten« (369 S. 4:0) erschien 1929 als Teil 3 vom Bulletin des Osloer Ethnographischen Museums.

Im Mai 1927 kehrte Lagercrantz in die Heimat zurück, um bald zu promovieren und dann sein grosses Sammelwörterbuch der lappischen Dialekte sowie seine Textsammlungen druckfertig zu machen. Ersteres erschien in einem Umfang von 1248 Seiten 4:0 i.J. 1939 als Band VI der Lexica-Reihe der Finnisch-ugrischen Gesellschaft unter dem Titel »Lappischer Wortschatz«. Wie bereits im »Wörterbuch des Südlappischen« sind die aus den einzelnen Dialekten aufgezeichneten Wörter darin in bestimmter geographischer Ordnung in Wortartikeln untergebracht, die nach dem etymologischen Grundsatz ausgearbeitet sind und deren es insgesamt 8859 gibt (im Wörterbuch des Vefsen-Dialektes sind es 3186). Neu ist das Sachregister nach Begriffskreisen (133 Seiten) sowie einige als Überblick gemeinte Kapitel wie eine kurze Schilderung des lappischen Vokalismus und Konsonantismus, der Beitrag »Zur Charakteristik der lappischen Sprache und ihrer geistigen Grundlage, Volksseele« mit Erörterungen, die für den Autor typisch sind, sowie die recht überraschende »Lautsymbolik«, wo der Verfasser meint feststellen zu können, dass die Lautsymbolik nicht nur in deskriptiv-onomatopoetischen sondern auch in allen anderen Wörtern auftritt; eine Tabelle zeigt summarische Berechnungen der Lauffrequenzen im Wortschatz der verschiedenen Themenkreise. Die lappischen Texte von Lagercrantz füllen sieben Bände und insgesamt 1668 Seiten unter dem Titel »Lappische Volksdichtung« (MSFOu 112, 115, 117, 119, 124, 126, 141; ersch. 1957—1966). Den Texten eines jeden Gebietes geht voran oder folgt ein Überblick über die Hauptpunkte der Grammatik des betreffenden Dialekts, mitunter auch eine psychologisierende Analyse der Folklore oder eine Klärung der Struktur der Joiku-Lieder. Eigens zu erwähnen ist der »Index« in Teil VI (MSFOu 126) (S. 113—218), der dreigeteilt ist: »Verzeichnis der folkloristischen Motive und Varianten« (an Prosamotiven sind 253 numeriert, an Liedmotiven 138), »Mythische Symbolwelt der lappischen Folklore« und »Stilkunst und Sprache« (dieser Teil enthält noch dazu nützliche syntaktische Beobachtungen). Gewissermassen die Fortsetzung zu diesem Index bildet der ganze Band VII (MSFOu 141), des-

sen Hauptteil die phonetisch-musikwissenschaftliche Untersuchung »Sonographische Untersuchung lyrischer lappischer Volkslieder aus Karasjok und Enontekiö mit Noten und Erklärungen« ausmacht; am Schluss findet sich ein »Wörterverzeichnis« der wichtigsten Bezeichnungen in der Textsammlung sowie ein »Sachregister«, das die Themen der Texte verzeichnet.

Lagercrantz unternahm noch weitere Reisen. Die Sommer 1929—1931 verbrachte er in Estland. Die estnische Sprache interessierte ihn vermutlich auch deshalb, weil sie mit ihrem reichen Quantitätswechsel in gewissem Sinne an das Lappische erinnerte. In den Kriegsjahren 1939—1941 weilte er in Oslo und schrieb dort die als Handbuch gemeinte »Synopsis des Lappischen« (Oslo Etnografiske Museums skrifter 2:4; 124 S. 4:0; ersch. 1941). Darin sind Sprachproben aus 14 Dialekten mit einer Charakteristik des jeweiligen Dialekts versehen. Als Einleitung ist ein Überblick über das lappische Sprachsystem gegeben. Im Schlusswort wird dieses System psychologisch gedeutet; es folgen Vermutungen über die Herkunft der Lappen.

Seit den vierziger Jahren galt das Hauptinteresse von Lagercrantz der psychologischen Deutung der lappischen Folklore sowie der Entwicklungspsychologie als solcher, die er an der Universität Helsinki neben seinen Anfangskursen für Lappisch in Vorlesungen behandelte. I.J. 1950 erschien die Arbeit »Entwicklungspsychologische Analyse lappischer Folklore« (FFC 138; 155 S.). In seinen psychologischen Büchern sind in gewissem Umfang auch Folklore-Analysen enthalten; es sind dies »Sielunelämän kehitys« (Die Entwicklung des Seelenlebens; 424 S.; 1954) und »Yksilön kehitys ja henkiset arvot« (Die Entwicklung des Individuums und die geistigen Werte; 310 S.; 1956). Seine Forschungs- und Studienreisen hat Lagercrantz in zwei ausführlichen Reisebeschreibungen in FUF XVI, Anz. 54—68 und FUF XVIII, Anz. 127—143 beschrieben sowie vor allem in seinen Memoiren »Laulava Lappi« (Singendes Lappland; 397 S.; 1950; i.f. abgekürzt LL).

Lagercrantz wirkte 1937—1964 als Dozent für lappische Sprache an der Universität Helsinki. Zum Titularprofessor wurde er i.J. 1965 ernannt.

Es ist heute wohl noch nicht möglich, die endgültige Bedeutung der Lebensarbeit von Eliel Lagercrantz für die Wissenschaft zu bewerten. Offen bleiben dürfte die Frage, ob er sich nicht besser auf ein oder zwei lappische Dialekte hätte konzentrieren sollen anstatt ungefähr 15 Mundarten in rascher Folge zu behandeln. Da z.B. das Material solch grosser Bücher wie der südlappischen Grammatik und des Wörterbuches in

drei Monaten zusammenkam und der Stoff für die Grammatik der Mundart von Arjeplog in zwei Monaten, scheint in den Dimensionen der Feldarbeit und deren bearbeitetem Ergebnis eine ziemliche Disharmonie zu herrschen. Es stellt sich die Frage, ob der Verfasser während einer so kurzen Sammelzeit sich wirklich in all jene Probleme vertiefen konnte, die er später dann als Grammatik-Autor zu behandeln hatte. Auch das Tempo, in dem die Bücher geschrieben sind, hinterliess seine Spuren. Wer z.B. aufgrund der »Sprachlehre des Westlappischen« die Konjugation dieses Dialekts kennenlernen will, findet nur ein Verzeichnis der Charaktere und Personalendungen, kein einziges Beispiel für die Flexion der Verben (mit Ausnahme der Hilfsverben), sowie auch keine Anmerkung dazu, welche Funktionen die Modi und Tempora haben. Auch der syntaktische Teil des Buches gibt keine Auskunft über diese Dinge. Da in den Grammatiken von Lagercrantz der Satz häufig mehr mit den Augen eines Psychologen als denen eines Sprachforschers betrachtet wird, kann auch ein längeres Lesen relativ wenig Nutzen bringen für den, dessen Problematik gewohnheitsmässiger ist als die des Autors. In seine Lexika konnte er selbstverständlich nur einen Teil vom Wortschatz eines jeden Dialekts aufnehmen, bei einigen Mundarten sogar einen recht knappen.

In seinen Reiseberichten äussert sich Lagercrantz dazu, wie die Grammatik einzuteilen wäre. Die südlappische Sprachlehre enthält drei Teile, die Funktions-, die Formen- und die Lautlehre. Diese Aufstellung »kann als eine idealistische bezeichnet werden«, sagt Lagercrantz in seiner ausführlichen Begründung FUF XVI, Anz. 63—65. Später (FUF XVIII, Anz. 127—128) bringt er ein Schema, wo sich die Grammatik in die deskriptive und die genetische Betrachtung der einzelnen Sprache aufteilt (»Idiomatische Sprachforschung«), und andererseits in die Allgemeine Sprachforschung, welche die »auf die gesamten Sprachen bezogene Systematik und Genetik« umfasst. Die deskriptive Grammatik einer einzelnen Sprache wird gegliedert in Ausdruck-, Formen- und Lautlehre. Diese Bezeichnungen verwendet er denn auch in seinen west- und nordlappischen Grammatiken. In seiner grammatischen Darstellung geht er vom Satz aus, den er seiner Funktions- bzw. Ausdrucklehre zuordnet. Darauf baut sich die Formenlehre auf, von der man schliesslich zur Lautlehre kommt. Diese Reihenfolge — jener der meisten Grammatiken entgegengesetzt — beruht auf der holistischen Anschauung des Verfassers, die er sich aus der Philosophie und Psychologie angeeignet hat, und wonach die Ganzheit mehr ist als die Summe ihrer Teile; jeder sprachliche Ausdruck ist eine gegliederte Einheit.

»Seine Glieder, die Ausdrucksfunktionen, die Flexionsformen, die Lauttypen sind von dieser übergeordneten Einheit bestimmt«, s. FUF XVI, Anz. 64.

Auch im Wort sah und hörte Lagercrantz eine Ganzheit. Er hielt es nicht einmal für möglich, die Sprache »Laut für Laut, also Atom für Atom« zu hören, s. LL 116. Es war also nur natürlich, dass er — von Anfang an psychologisch eingestellt — in der Gestaltpsychologie einen Schlüssel fand zum Verstehen des auf dem alten Stufenwechsel basierenden und in vielen Dialekten des Lappischen in nahezu unglaublicher Mannigfaltigkeit vorkommenden Quantitätswechsels, wo der Vokalismus der ersten und zweiten Silbe wie auch der Konsonantismus an der Silbengrenze alle in einer Wechselbeziehung stehen. Diese Erscheinung wird in der Dissertation von Lagercrantz analysiert; bereits der im Titel auftretende Terminus »Gestaltwechsel« weist hin auf den psychologischen Ausgangspunkt der Untersuchung. Allerdings verbirgt er im »Gestaltwechsel« des Lappischen auch die zahlreichen Umlauterscheinungen des Vokalismus der ersten Silbe, die natürlich auf ganz andere artikulatorische Ursachen zurückgehen als der quantitative Strukturwechsel. Über diese Arbeit sind zwei Rezensionen erschienen, die eine von F. Äimä und die andere von Björn Collinder, und zwar FUF XIX, Anz. 36—81, unter dem gemeinsamen Namen »Zur Lautkombinationslehre des Lappischen«. Fast alle Anmerkungen treffen auch heute noch zu, und jeder, der diese Arbeit von Lagercrantz kennenlernen will, sollte zuerst lesen, was die besagten Rezensenten dazu schreiben. Der schwerwiegendste Vorwurf war vielleicht, dass Lagercrantz keinen Unterschied macht zwischen Dauer und Quantität. Offenbar versuchte er die Wörter so zu transkribieren, dass die Quantitätszeichen jeweils genau den Werten entsprachen, die die als Vergleichsmaterial verwendeten Kymogramme für die Dauer anzeigten; dabei kam er jedoch — in seiner Dissertation wie auch in seinen anderen Publikationen — zu einer derartigen Uneinheitlichkeit in der Beschreibung der Quantität, dass die von ihm verwendete genaue Transkription in dieser Hinsicht manchmal fast zwecklos wirkt. Zwischen seinem holistischen Prinzip und seiner atomistischen Transkription herrscht m.a.W. ein unüberwindlicher Widerspruch. Dies wie auch andere Schwächen führten dazu, dass seine Dissertation kein wissenschaftlicher Erfolg wurde; die Arbeit wurde als sehr mittelmässig bewertet. Ein bleibendes Verdienst des Buches liegt aber darin, dass hier zum ersten Mal die Quantität des Lappischen mit einer typologischen Methode behandelt wird, welche die zwischen den Lautbestandteilen der Strukturtypen herrschende »kontrastierende Korrelation« anschaulicher

zum Ausdruck bringt als das herkömmliche Verfahren, wo der Vokalismus der ersten und zweiten Silbe sowie der Konsonantismus zwischen den Silben je für sich behandelt werden.

Sprachgeschichte im eigentlichen Sinne des Wortes blieb Lagercrantz fremd. Schon über die lappische Laut- und Formengeschichte hatte er nur eine summarische Vorstellung, ganz zu schweigen von der finnisch-ugrischen bzw. uralischen. Und doch scheute er sich nicht, eigene Vermutungen über die Merkmale auch alter Sprachformen vorzutragen. Bereits die uralische Ursprache habe nicht nur den Stufenwechsel sondern auch den Gestaltwechsel gekannt — zumindest die letztere Hypothese ist falsch. Als grosser Romantiker suchte und fand Lagercrantz in der lappischen Sprache sehr primitive Züge, von denen gerade der Gestaltwechsel einer der typischsten gewesen wäre. Das Lappische habe den uralischen Lautbestand viel besser beibehalten als das Finnische, es sei ja verwandt mit den Sprachen der Tschuktschen, Korjaken, Kamtschadalen und Jukagiren, die ebenfalls »das alte uralische Erbe vertreten«. Der ursprüngliche Sprachtypus des Lappischen und der gesamten uralischen Sprachgemeinschaft sei vielleicht inkorporierend gewesen; die Wörter hätten sich aus Silben und Lauten zusammengesetzt, die alle eine selbständige, auf der Lautsymbolik beruhende Bedeutung gehabt hätten. Der Stufenwechsel gehe nicht auf artikulatorische Faktoren zurück, sondern auf die parallele Verwendung gewisser Formen mit und ohne Infix. Für die uralischen Sprachen nimmt Lagercrantz einen späteren Übergang vom affektiven Lautbestand zum dynamischen an, vom labilen zum lapidaren. Die Träger der uralischen Ursprache waren für ihn Angehörige der nördlichen arktischen Rasse, in unserer Sprachgemeinschaft vertreten durch die Lappen, die Wogulen, die Ostjaken und die Samojeden. In den Rasseneigenschaften der Lappen sieht Lagercrantz dieselbe primitive Prägung wie in ihrer Sprache. Aus dem Süden kommende Angehörige der weissen Rasse, d. h. die Vorfahren der Ostseefinnen, der Wolgafinnen, der Permier und der Ungarn, hätten seinerzeit die Sprache der nördlichen Majorität übernommen, ihr jedoch gleichzeitig ihr eigenes Flexions- und Endungssystem einverleibt, was eine Umgestaltung des Sprachtypus bewirkte. S. »Synopsis des Lappischen« 335—349, LL 7—8, 22—23, 38—39.

Zwischen der Sprache und dem Volkscharakter bestand für Lagercrantz eine konsequente Analogie, wie aus seiner psychologisch-ästhetisierenden Charakterisierung der lappischen Dialekte hervorgeht. Den ostfinnmarklappischen Dialekt des Norwegischlappischen bezeichnet er als »sensibel«, auch die Dialektsprecher seien sentimental. Die Bewohner von Westfinn-

mark seien choleriche, willensstarke Kraftmenschen und auch ihre Sprache sei karg und dynamisch. In Arjeplog gehe die dynamische Zone wieder in die sentimentale über, und die Südlappen verträten einen affektbetonten, konservativen Charaktertypus. Dies komme darin zum Ausdruck, dass sich die Flexionsendungen hier gut erhalten hätten, nicht geschwunden seien. Andererseits seien die Menschen hier eingefleischte Phlegmatiker, weshalb der dynamische Stufenwechsel aus ihrer Sprache geschwunden sei, s. LL 146—147.

Die Forschungsreisen von Lagercrantz und seine Arbeitsweise erinnern an seinen Vorgänger Ignác Halász. Beide lernten in kurzer Zeit alle Hauptdialekte des Schwedischlappischen kennen sowie das Norwegischlappische. Die Publikationen beider weisen sowohl Lücken als auch durch die Eile hervorgerufene Ungenauigkeit auf, doch haben sie ihren unumstrittenen Wert. Die meisten von ihnen untersuchten Mundarten waren noch relativ unverdorben oder wenigstens in besserem Zustand als heute, so dass sie die Möglichkeit gehabt hätten, sowohl grammatikalisch als auch lexikalisch erstrangige Sammelresultate zu erzielen. Man kann bedauern, dass sie nicht die Zeit dazu hatten, doch bieten sie hinsichtlich der von ihnen behandelten Sprachformen zumindest jenen sachverständigen Forschern ein ausreichendes und brauchbares Material, die an einem Überblick in Hauptzügen über die lappischen Dialekte und deren Kennzeichen interessiert sind. Der Folkloristik haben diese enthusiastischen Sammler einen unvergleichlichen Dienst geleistet.

Als Sprachpsychologe war Lagercrantz ein unerschütterlicher Mentalist; diese seine zweifellos berechtigte Grundanschauung verteidigt er in allen seinen Werken. Die mechanische Einstellung sowohl in der Sprachwissenschaft als auch in der Philosophie tadelte er an vielen Stellen. Über Comte sagt er: »Bewusst oder unbewusst hat seit den Zeiten von Comte dessen Positivismus das Denken des Menschen zu beherrschen versucht. Wie Comte sind unsere Zeitgenossen unrichtigerweise geneigt, die Auffassung von zwei parallelen Welten zu verwerfen, wonach der Mensch teilhaftig ist der Werte vom Reich des Geistes wie auch vom Reiche der Natur«, s. LL 354. Carnap und einige andere Philosophen, die »die Wahrheit und den Kausalzusammenhang verdrängen und an deren Stelle die 'statistische Wahrscheinlichkeit' setzen wollten«, werden scharf verurteilt: die Logistik sei der grösste wissenschaftliche Irrtum unseres Jahrhunderts, s. a.a.O. 197. Heidegger dagegen, der »dem Menschen in seiner Menschenwirklichkeit gerecht werden will«, erhält Worte bewundernder Anerkennung von unserem geistreichen Denker, s. a.a.O. 175—176.

Wenn Lagercrantz die Erscheinungen der Sprache stark psychologisch betrachtet, sind seine Auslegungen der Volksdichtung reine angewandte Psychologie. In diesem Bereich stützt er sich vorbehaltlos auf C. G. Jung und seinen Begriff des Archetypus, der »ein an die Gehirnorganismen des Menschen gebundenes und ererbtes latent vorhandenes Bild bzw. Vorbild bedeutet«. Er fährt fort: »Ich versuche die Märchen als allegorische Ausdrücke des Unterbewussten zu erklären.« Er geht von der Hypothese aus, die primitiven Volksmärchen seien eng verwandt mit den Träumen und auf ihre Analyse könnten somit die Resultate angewendet werden, die in der Traumdeutung erlangt worden sind. So sei die alte Folklore aus den tiefen, unbewussten Schichten der Seele hervorgegangen, und er sagt ausdrücklich: »Ihr einziger Zweck ist, die intimen Probleme und Konflikte des einzelnen leidenden Menschen in der Sprache einer dichterischen Vorbildmagie zu lösen.« Die psychische Wachheit des Menschen vermag diese symbolische Worthülle nicht zu durchdringen, so dass das Märchen gleichsam ein Bilderrätsel ist, das gelöst werden muss. Unter der Wortschale auch ganz einfacher Märchen und Sagen glaubt der Forscher vielerlei, teils in dämonische Gestalt verwandelte Komplexe, Neurosen, Angstzustände, Schuldgefühle, Furcht vor Sünde und Tod sowie erotisch-sexuelle Vorstellungen zu entdecken. Überall in der Natur der Landschaft des Märchens, in den Gegenständen, den Menschen und Tieren sowie in ihren Handlungen sieht er Symbole dieser unterbewussten Wirklichkeit. Das allen bekannte Märchen vom Fischfang des Bären z.B. wird interpretiert als die Vorstellung eines weiblichen Ich vom unnatürlichen Drang des Vaters. Der Bär ist hier der Vertreter des Vater-Dämonen. Sein böser Versuch wird durch die Kastration bestraft. Diese Massnahme nehmen die Gegendämonen vor, die im Märchen vertreten sind durch die mit ihren Zuberstangen zum Eisloch eilenden Frauen. Später kann das in Gestalt eines Fuchses verhüllte Ich den Bär mit Weidenruten binden. Die Gefangennahme des Vater-Dämonen erfordert ein hinterlistiges Vorgehen, wie es im Flechten der Ruten bildlich zum Ausdruck kommt. Vorgenommen wird dies durch den von den Lügen des Fuchses inspirierten Bär selbst, so dass er gleichsam freiwillig sein Verderben vorbereitet. Durch eine derartige magische Provokation versucht das Ich, die Verantwortung und das Schuldgefühl von sich selbst fern zu halten. Der Fuchs verbrennt den Bär auf dem Scheiterhaufen. Das Feuer symbolisiert die Leidenschaft, der im langsamen und qualvollen Tod des Bären zum Ausdruck kommende Sadismus wiederum eine infantile Form erotischer Befriedigung. S. »Entwicklungs-

psychologische Analyse lappischer Folklore», passim; LL 16, 117—119.

Wenigstens beim augenblicklichen Stand der Forschung kann man nicht entscheiden, wieviel in solchen Auslegungen »Dichtung und Wahrheit« ist, oder ob es letztere darin überhaupt gibt. Sicher ist dagegen, dass der Verfasser seine eigenen Gemütsverfassungen weithin in sie projiziert hat. Schon als Schuljunge zeigte sich in ihm eine bestimmte Hypersensibilität: »Ich fühlte mich durch die Dogmatik ausschliesslich bedrängt, indem sie in mir ein unnötiges Schuldgefühl und Todeskomplexe erzeugte.« Auch in seinen Träumen erschien die Todesidee und das Schuldgefühl, vereint mit dem erotischen Motiv, s. LL 14, 389. In Hamburg und in Ungarn war der Welt Schmerz sein täglicher Begleiter, und die Zeit in Paris war ein »Winter der Schrecken«, s. a.a.O. 231, 263, 339.

Das Reisebuch von Lagercrantz berichtet aber auch von lichten Stimmungen im hohen Norden, von jener Freude, die er empfand, wenn der starke Geist der Natur ihn umgab. Er erzählt, er habe Jahrzehnte in der Verzauberung einer Art arktischen Traumes verbracht. Dies habe jenem Gefühl entsprochen, wovon ein Philosoph die Bezeichnung »Durchbruch der Ewigkeit« verwendete, s. LL 19, 164. Der Verwirklichung dieses Traumes am nächsten war er im Nesseby der zwanziger Jahre, das für Lagercrantz das arktische Arkadien wurde. Nachdem jene Gegend ein Vierteljahrhundert später in der von ihm gekannten Form grundlegend und unwiderruflich zugrunde ging, konnte er sich ihrer nur sehnsüchtig erinnern.

Die uneingeschränkste Anerkennung im Schaffen von Lagercrantz verdient zweifellos sein »Laulava Lappi«, worauf bereits des öfteren hingewiesen wurde. Berücksichtigt man lediglich dessen belletristische Verdienste, so wagt man zu behaupten, dass dieses hinreissende Buch Memoirenliteratur höchsten Ranges repräsentiert, zumindest im finnischen Bereich.

Der folgende Auszug (S. 173—175) mag für sich sprechen:

Ich unterbrach meine Schreibebeiten und begab mich zu jenem von dunklem Fichtenwald eingesäumten Waldweg; ich erinnere mich noch lebendig daran. Der Weg führte an das obere Ende des Tales, das Gelände hob sich, und allmählich stand die pyramidenförmige Spitze des Tellingens in ihrer diamantengeschmückten märchenhaften Gestalt wieder vor mir. Ich blieb für einen Augenblick stehen und dachte nach, liess meine Blicke über den Rücken des Fjeld streifen, gegen den sich die schlanken Wipfel der ernsten Fichten in der Höhe abzeichneten. Schliesslich sah ich nur das im Walde verweilende Halbdunkel und die auf den hellen Schnee fallenden Schatten. Auch sie waren farbig, sie hatten verblichene blaugüne, blaugraue und blaurote Nuancen. Ich schloss meine Augen und sah nichts, aber ich fühlte den Geist der Natur, ich spürte den Geist, der mich so stark umgab.

Ich steige weiter auf und mein düsterer Fichtenwald geht über in dünnen Mischwald. Der Weg wendet sich nach rechts in einen Seitenzweig des Tales und später merke ich, dass sich auch der Weg teilt. Weiter oben befinden sich nicht mehr viel Behausungen, ich lasse die zu ihnen führenden Seitenwege hinter mir. Die Spitze des oberen Fjeld ist hinter einem Landrücken verdeckt, er ist zwar niedrig, aber ich bin ihm zu nahe. In Gedanken versunken bin ich weit gegangen, der Wald hat fast ganz aufgehört, und der Weg, meine einzige Verbindung mit der »Welt« und der Kultur, wird auch immer schlechter. Hier hat noch jemand Fjeldheu geholt, auch einige Lasten Holz; schliesslich führen nur noch ein paar Skispuren in die unbestimmte schneeige Landschaft.

Die Sonne hat inzwischen ihren Weg nach Westen zurückgelegt und ist hinter den Fjelds verschwunden. Die stille Wärme des Mittags ist abgelöst durch einen kalten Wind, der den undeutlich sichtbaren Weg eisig überweht, den ich immer noch entlanggehe, obwohl mein Gang keinen sinnvollen Zweck mehr hat.

Der Schnee trägt und ich merke gar nicht, wie auch die letzte Skispur hinter mir geblieben ist. Die anderen Wanderer sind schon vorher umgekehrt, nur der eine oder andere Jägersmann hat hier seine Runde gemacht. Die Landschaft entspricht jedoch nicht meinen Erwartungen und während ich immer weiter »vorwärts« gehe, verliere ich die bekannten Bergspitzen aus dem Gesicht. Die Hügel, die Talsenken und die Bergrücken sind mir alle »nahe« und statt der erwarteten grossen Ansicht muss ich mich mit diesem unbestimmten Erlebnis der Leere begnügen, als ich endlich beschliesse, zurückzukehren. Es ist vielleicht schon Zeit zum Abendessen.

In einem Sinne habe ich jedoch mein Ziel erreicht, als ich hier am oberen Ende des Tales umherirrte: ich bin der »Wirklichkeit« ohne Kultur begegnet. Nun muss ich Stufe für Stufe zurück — so denke ich. Auf dem harten Schnee sehe ich nicht einmal meine eigenen Spuren, wie ich hierher gekommen bin. Es ist zwar noch heller Tag, aber der Mond ist aufgegangen, und die Landschaft erhält allmählich einen düsteren, fast dämonischen Charakter. An Farben sind nur noch jene dunklen Töne der Schatten übrig, die früher an diesem Nachmittag im Zwielficht des finsternen Waldes mein Lebensbild in einem Masse vervollkommen hatten, dass ich gerade in ihnen den Geist der Natur zu sehen glaubte.

Ich habe wohl lange auf dem Fjeld gesessen, bin wohl lange dort umhergegangen — so lange, dass schliesslich die Stille des Fjeld als grosses Erlebnis in meine Seele eingeht.

Als ich wieder in den düsteren Wald komme, mache ich eine eigenartige Feststellung: obwohl es im Wald »dunkler« war als auf dem offenen Fjeld, von dem ich kam, waren meine Lichtelebnisse hier jedoch stärker als dort. Meine Pupillen erweiterten sich im Dunklen, und jene schwachen Lichtstrahlen, die noch auf meinen Weg fielen, der mir das Leben bedeutete, schienen stärker als sie »waren«. Ich stilisierte meine Erlebnisse und bemerkte immer mehr, dass ich in einer Welt lebte, die ich mir selbst schuf. Ich bereicherte durch Bilder und Begriffe, was Stoff und Strahl war, ich schuf auch den dehnbaren Begriff des »Seins« zu einer meine ganze Erlebniswelt umfassenden Klammer.

»Der Wirklichkeitskreis des Waldes«, dachte ich im langsamen Weitergehen. Ich hatte es nicht eilig, ich war schon manchmal nach Troid gegangen und hatte dort übernachtet, niemand hatte sich über mein Späterkommen gewundert. Die Erfindung dieser verschiedenen »Wirklichkeitskreise« hat mir das Sortieren all jenes Gerümpels erleichtert, das sich in meiner Seele angehäuft hatte, wie z. B. der Wirklichkeitskreis jener Märchentemen, der magisch, bildersprachlich, vorkünstlerisch ist. Niemand bezweifelt, dass die Motive des Märchens »Fiktionen«

sind, Annahmen. Im Bereich der Religion hält man sich schon fester an die strukturellen Stützpfiler des vermuteten Wirklichkeitskreises. Und die Philosophen haben sich in ihre eigenen Fiktionen verbissen, wie Plato in seine Ideen, und behaupten, sie gehörten zur wissenschaftlichen Wirklichkeit hinzu.

Die Schlussworte des Buches zeigen, wie weit sich eine vielseitig begabte, künstlerische Persönlichkeit einzuleben vermag in die Mentalität der nördlichen Naturkinder, was auch unbedingt nötig ist, falls man sich bei ihnen wohl fühlen will:

Mein Freund Paulaharju sagte mir, man müsse die lappischen Joiku-Lieder in ihrer richtigen Umgebung hören, inmitten der mystischen Natur Lapplands. Dort können wir auch ihre »Schlüsselkraft« feststellen. Die Seele hat eine ihr eigenes Selbst regulierende Struktur. Die Schlüsselkraft der Joiku liegt darin, dass sie die Dämonie abweisen, von aller Trauer und Sorge befreien, das Gemüt erleichtern, unser ganzes Wesen gesunden machen und der Seele auf den Flügeln der Poesie die Stimmung vom ewigen Geist und von der Ewigkeit vermitteln.

ERKKI ITKONEN

### **Dezső Pais** **1886—1973**

Am 6. April 1973 verstarb Dezső Pais, Mitglied der Akademie, der bekannte Lenker der Sprachwissenschaft in Ungarn, die führende Persönlichkeit. Sein Hinscheiden bedeutete einen Verlust nicht nur für die Pfleger der ungarischen Sprachwissenschaft, seine Schüler und unmittelbaren Freunde, sondern auch für seine ausländischen Kollegen, die seine unvergleichlich vielseitige wissenschaftliche Tätigkeit schätzten.

Dezső Pais war am 20. März 1886 in Zalaegerszeg, einer Kleinstadt in Südwestungarn, geboren worden. In seiner Heimatstadt besuchte er die Schule und kam 1904 nach der Reifeprüfung nach Budapest. Im Laufe seiner Universitätsstudien und vor allem während der Jahre im Eötvös-Kollegium verstärkte sich sein Interesse an der ungarischen Sprache und Literatur, die er nun genauer studierte. Nachdem er sein Lehrerdiplom für die Fächer Ungarisch-Latein-Griechisch erlangt hatte, war er zunächst in seiner Heimatstadt und einigen anderen Provinzstädten als Lehrer tätig, bis er 1919 zum Lehrer an einem Budapester Gymnasium ernannt wurde. Seine ersten Veröffentlichungen schrieb er noch zur Zeit seiner Mittelschullehrtätigkeit in der Provinz. Sein wissenschaftliches Talent aber wurde in der Hauptstadt intensiver und anerkannter. I.J. 1924 wurde Pais zum Privatdozenten an der Universität ernannt, ab 1933 war er als Lehrer am Eötvös-Kollegium tätig und erhielt nach dem Tode von Zoltán Gombocz i.J. 1937